

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1890

Zweiunddreißigstes Kapitel.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1694

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Man sah nunmehr das Kloster nahe vor sich und eben begannen die Glocken zur Prime zu läuten. Es war demnach sechs Uhr morgens. Als man im Klosterhofe abgestiegen war, wurden unsere Reisenden durch eine Laienschwester in das Gastzimmer geführt und sich selber überlassen, denn die Priorin befand sich mit den Nonnen in der Kirche, um die Prime zu halten. Der Flügel des Gebäudes, in welchem sie sich aufhielten, hing unmittelbar mit der Kirche zusammen und die Nonnen konnten in dieselbe gelangen, ohne das Gebäude zu verlassen. Die Töne der Orgel wie der Gesang waren deutlich zu hören.

Endlich kam die Priorin und nötigte die Anwesenden in ihr Zimmer. Es war eine schöne hohe Gestalt mit ziemlich jugendlichem Gesicht, dem die Nonnentracht der Augustiner Chorfrauen gut stand. Ein weißes faltiges Gewand reichte bis zu den Fußspitzen, darüber hing ein zweites, ebenfalls weiß, das bis über die Knie ging. Brust und Hals war bis zum Kinn mit einer Art von weißem Pilgerfragen bedeckt. Die Ärmel, bis zum Handgelenk reichend, waren oben mächtig weit. Die Stirn war zur Hälfte mit einer glatten weißen Binde bedeckt, ein schwarzer Schleier fiel vom Kopfe bis über die Schultern und den Rücken hinab, der von ihm zur Hälfte bedeckt wurde, von der weißen Stirnbinde ließ dieser Schleier nur eine schmale Kante sehen. Ein goldenes Kreuz auf der Brust war das einzige, wodurch sie sich vor den übrigen Nonnen auszeichnete. Das Gesicht blieb bei allen unver-schleiert.

So gewöhnlich es war, so fiel es doch Dietrich auf, als Heinrich und Mathilde ihrer Tochter demütig die Hand küßten, auch er konnte nicht zurückbleiben, und that es zwar mit Hochachtung, aber ziemlich ungeschickt. — Seid willkommen, sprach sie mit Würde. Dann wandte sie sich an ihre Eltern und sprach: Wen habt ihr da mitgebracht?

Mathilde. Es ist dein Oheim Dietrich, deiner Mutter leiblicher Bruder.

Das Gespräch kam nicht recht in Fluß. Dem wortkargen, mißge-

stimmten Dietrich schien die Priorin von übermäßigem geistlichen Hochmut. Allerdings fühlte er, wie ihr das Bewußtsein ihrer Stellung Würde und Haltung verlieh. Es lag für Dietrich etwas Anziehendes darin, aber es wurde ihm unangenehm, sowie es sich bis zum Herrschen, Regieren und Meistern steigerte, obgleich es aus ihrer Stellung hervorging. Die Rücksichtslosigkeit ihrer Äußerungen, entsprossen aus dem unbedingten Gehorsam ihrer Nonnen und aus dem Verstümmen ihres Widerspruchs, steigerte dies für Dietrich bis zum Unerträglichen, Unbekanntheit mit den Formen der Welt that das übrige. Dagegen lag in ihrem Wesen wieder eine so herzugewinnende Freundlichkeit und Güte und so viel weibliche Milde, daß Dietrich dadurch immer wieder günstig für sie gestimmt wurde und sich ebenso oft angezogen als abgestoßen fühlte.

Frau Mathilde war von ihrer Tochter ungemein eingenommen und konnte nicht begreifen, warum Dietrich manches wunderbarlich fand. Ihr schien alles, was sie sagte, verehrend, ihr war nichts auffallend gewesen, dagegen war sie ihres Lobes voll, rühmte ihre Frömmigkeit, ihre treue Sorge für das Kloster, ihre aufopfernde Liebe, ihren Wohlthätigkeitssinn, ihren Eifer für die Kranken, welche, seit das Hospiz in ein Kloster verwandelt worden war, jedoch nicht mehr von den Nonnen, sondern von Unterbedienten gepflegt wurden, kurz es ergab sich aus ihrer Schilderung, daß Hedwig eine Fülle schätzbare Eigenschaften besaß und ihren Platz vollkommen ausfüllte.

Es war neun Uhr und die Glocken läuteten zur Tertie. Jetzt sollte eine Prozession beginnen, Heinrich und seine Frau nebst Dietrich begaben sich darum nach der Kirche. Die Nonnen waren auf dem Jungferchor versammelt und kamen in die Kirche herab; sie trugen Wachslichte, welche erst angezündet wurden. Jetzt begann das Prozessionsgeläut und der Zug setzte sich in Bewegung.

Voran ritten zwei Klosterknechte, um den Weg frei zu halten. Dann kamen einige Chorknaben mit dem Kreuze und Kirchenfahnen, worauf paarweise die Nonnen, etwa vierzig an der Zahl, in ihrer Ordenskleidung, das Gesicht unverschleiert, folgten. Es fiel Dietrich auf, daß drei darunter ganz schwarz gekleidet waren, das Kleid nach weltlichem Schnitte, auch trugen sie Handschuhe. Er erfuhr später, daß diese, begünstigt durch den geistlichen Visitator des Klosters, sich aus weltlicher Eitelkeit der strengen Klosterregel hinsichtlich der Kleidung nicht hatten fügen wollen. Den Zug der Nonnen schloß die Domina, nach welcher Chorknaben mit Fahnen folgten. Hinter diesen trugen Knaben einen Baldachin, unter welchem der Propst des Klosters das Hochwürdigste trug. Ihm folgten die beiden Kapläne und drei Hülfsmönche

des Klosters nebst einigen Knaben mit Fahnen, denen sich die Fremden und die Dienstleute angeschlossen.

Singend verließ die Prozession den Hof vor dem Kloster. Draußen standen die Einwohner des Dorfes nebst vielen Leuten aus der Umgegend längs der Straße und warfen sich auf die Kniee, als der Zug zur Pforte hinaustrat. Hier und da kroch ein altes Mütterchen heran und küßte der ersten besten Nonne die Hand. Endlich schlossen sich alle dem Zuge an und gelangten so zum heiligen Born. Hier wurde in der kleinen über demselben befindlichen Kapelle die Messe gehalten, allein sie bot nur Raum für die Klosterjungfrauen, und alle übrigen mußten draußen bleiben, und lagerten sich rings umher auf das Gras und unter Gebüsch.

Als die Messe beendigt war, wurde der Zug in gleicher Weise zurück angetreten, und nachdem man wieder in der Klosterkirche angelangt war, schloß man sogleich die Sexte an und nach einer halben Stunde die None. Jetzt war der vormittägige Gottesdienst zu Ende. Um elf Uhr gab die Glocke das Zeichen zum Essen; die Nonnen versammelten sich mit der Priorin im Remter, die Fremden im Gastzimmer. Unsere Harbkefchen Gäste waren nicht die einzigen; man unterhielt sich lebhaft, doch war Dietrich sehr einsilbig.

Nach beendigter Mahlzeit begaben sich unsere drei Gäste in die Zimmer der Priorin, welche sie freundlich empfing.

Hedwig schlug vor, ob man sich nicht den Kirchhof ansehen wolle. Er ist merkwürdig, sagte sie, denn es liegen darauf nicht bloß Nonnen, sondern auch fremde Wallfahrer und mancher aus der Umgegend, der lieber hier begraben sein mochte, als anderswo.

Sie traten hinaus, und waren auf dem Kirchhofe. Er hatte die Form eines Vierecks, dessen eine Seite die Kirche einnahm, die andern bildeten die Klostergebäude. Die Kirche trug, fast über der Mitte ihres Daches, einen zierlichen Turm. Das untere Stockwerk der Gebäude enthielt einen ringsum führenden Kreuzgang, in welchem viele Leichensteine, Heiligenbilder, Krippen und geistliche Zierraten aufgestellt waren. Die Zellen der Nonnen lagen im oberen Stockwerk.

Was sprechen die Menschen doch ewig vom Frieden, sagte Dietrich, und überall ergiebt sich, daß der Mensch nirgend Frieden halten kann, denn er ist dazu nicht geboren. Hier unten, das ist der einzige Ort, wo Frieden herrscht. Darum aber sollte man die Menschen nicht strafen, wenn sie ihrer Natur nach keine Ruhe halten können. Man lasse sie kriegen. Nichts hält wirksamer das Schwert in der Scheide zurück, als das Schwert, und wer es am besten zu führen weiß, wird den Frieden kräftiger herstellen, als alle Befehle und Briefe. Doch was hilft es! — Es ist vorüber. — Wohl allen, die hier Ruhe gefunden haben!

Wohl allen, die sie im Leben gefunden haben! sprach die Priorin, welche nachgekommen war. Glaubt mir, wer sie nicht im Leben gefunden hat, wird sie auch im Tode nicht finden, denn was der Mensch säet, das wird er ernten.

Mit zermalmender Gewalt schlugen diese Worte in Dietrichs Seele, er sah Hedwig erstaunt an, und wechselte die Farbe. Sie stand in ruhiger Hoheit da, als hätte sie nur das gewöhnlichste gesagt, ohne zu ahnen, wie mächtig der Sinn ihrer Rede Dietrich ergriff.

Indem nahte eine Laienschwester und flüsterte leise der Priorin einige Worte zu. — Ich muß euch verlassen, sprach sie, sehe euch aber nachher noch wieder. Wollt ihr euch das Krankenhaus ansehen, so wird euch die Schwester dorthin führen.

Sie verließen den Kirchhof, doch hatte Dietrich keine Lust, nach dem Hause zu gehen, und da es eben zur Vesper läutete, traten sie in die Kirche, und wohnten der Hora bei. Nach Beendigung derselben beurlaubten sie sich bei der Priorin, weil man sich auf den Rückweg begeben wollte. Ihre Eltern küßten ihr wieder die Hand, und sie erteilte ihnen ihren Segen. Dietrich folgte dem Beispiele, obgleich mit Widerstreben. Sie schien es zu bemerken, und sprach: Lebt wohl, so gut ihr es bei eurem unruhigen und dem Heiligen abgewandten Sinne in der verwirrten Welt könnt. Möget ihr bald die Ruhe finden, die euch nothut, mein Gebet wird euch darin unterstützen. — Mathilde verhinderte Dietrichs Antwort, und alle drei entfernten sich.

Dietrich hatte sich beim Abschiede geärgert und schwieg finster. Mathilde ärgerte sich über sein Verdrießlichsein, Heinrich versuchte, Gespräche anzuknüpfen, allein sie ließen sich nicht fortführen. Jeder überließ sich seinen Gedanken und still kam man nach Harbke zurück.

Der Besuch des Klosters hatte auf Dietrichs Stimmung keineswegs wohlthätig gewirkt. Seine Stimmung war in den folgenden Tagen finsterner als vorher. Alles ließ ihn teilnahmslos, es war ihm keine Rede abzugewinnen, er schritt düster in seinem Zimmer auf und ab, die Langeweile quälte ihn, und dennoch ekelte ihn jede Beschäftigung an. Es arbeitete etwas in ihm, und wenn es ihn beschlich, versank er in brütendes Sinnen, aus dem er nach längerer Zeit oft wie verstört erwachte. Sein Ansehen wurde matter und hinfälliger, und Heinrich fürchtete mit Recht, er werde krank werden.

So waren acht Tage verflossen, da wanderte er wieder langsamen Schrittes, die Hände auf dem Rücken, mit niedergebeugtem Kopfe im Zimmer umher. Endlich blieb er stehen, und warf den Kopf in die Höhe: Es ist wahr, sprach er, nur im Kloster kann der Friede wohnen. Was hilft dir die Welt? Hat sie dich nicht verstoßen? Was willst du in ihr? Welcher brave Mann macht einer Meze, die ihm die Thür

weist, noch den Hof? Ich fühle mich dazu zu gut. Was könnt' ich auch mit gelähmten Flügeln, mit gelähmter Kraft in ihr wollen und wirken? Sie ekelt mich an, und mich hat sie verstoßen. Ich habe nichts in ihr, woran mein Herz noch hinge; mich hat alles verlassen, was mich liebte, alles! — Und ich sollte es nicht verlassen, nicht meiden? Darum ins Kloster mit dir, Dietrich, ins Kloster, du kannst nirgend anderswo leben. Werde Mönch, am liebsten Karthäuser, dann brauchst du mit den andern nicht einmal zu sprechen, du darfst es sogar nicht, dann liegt die Welt hinter dir mit allem, was du darin gethan hast, und sie ist vergessen. Doch nein! Unabhängigkeit und Freiheit darf ich nicht vertauschen gegen Frieden und Ruhe. Sie sind der Atem meines Lebens, ohne sie giebt es kein Glück. — Ich darf nicht ins Kloster gehen! —

Und dennoch mag ich mit den Menschen nicht verkehren, mag nichts mehr mit der Welt zu thun haben! O, ich kann es mir wohl denken, ihr guten Klausnerinnen, wie euch zu Mute war, als ihr zuerst die Einsamkeit des Mordthales wähltet, und eure stille Hütte am heiligen Born erbautet. Auch ihr verbanntet euch aus der Welt, um — halt! Da geht mir ein Stern auf in der Nacht meiner Zweifel! Haben Klausnerinnen hier leben können, warum nicht ein Klausner? Er hat mit Menschen und Welt nichts mehr zu thun und ist dennoch unabhängig und frei. Das ist es, was ich suchte und nicht finden konnte! Der Gedanke ist mir durch Eingebung gekommen, es ist ein Wink von oben. Nun weiß ich, was ich zu thun habe und werde Anstalten treffen.

Dietrich atmete leichter, als seit langer Zeit. Eine schwere Last war seiner Brust enthoben. Er suchte seinen Schwager und seine Schwester auf, und sprach: Ihr werdet wohl schon inne geworden sein, daß es mit mir anders werden muß, denn wie bisher kann es ferner nicht bleiben. Ich bin euch zur Last, und werde es jedem sein, bei dem ich mich aufhalte. Ich fühle es, ich bin nicht mehr zu ertragen, und ich selber mag niemanden ertragen. Wohin aber soll ich, dem Kraft und Mut gebrochen sind, dem das Leben nichts mehr bieten kann als Dornen? Ein Kloster wäre der passendste Ort, aber ich weiß, ich taue für dasselbe nicht. Darum will ich mich in die Einsamkeit des Waldes verbannen, weit von den Menschen hinweg, und dazu kannst du mir behülflich sein. Hast du in deinen Wäldern irgendwo eine Hütte, die du mir und meinem Knechte einräumen kannst, so erwirbst du dir einen Gotteslohn, nur muß sie entfernt von Menschen liegen.

Heinrich. Und dort willst du allein mit deinem Knechte leben, entblößt von allen Bequemlichkeiten, von aller Hülfe — —

Dietrich. Ich habe mich in meinen Kriegen an Entbehrungen gewöhnt und weiß sie zu ertragen.

Heinrich wie seine Frau machten Einwendungen, allein Dietrichs Entschluß stand unerschütterlich fest, und als sie ihm die Schwierigkeiten der Sache vorstellten, erklärte er, daß er davonreiten und ohne ihre Hülfe seinen Vorsatz ausführen würde.

Als kein Abmahnen fruchten wollte, sagte Heinrich: Wohl, dein Wille kann geschehen, doch sind wir es nicht, die dir raten oder wünschen, ihn auszuführen. Im Walde, seitwärts eine halbe Meile von Marienborn, liegt eine Köhlerhütte, die jetzt unbewohnt ist, und mit geringer Mühe in bewohnbaren Stand gesetzt werden kann. Sie enthält zwei kleine Kammern. Sieh sie dir an, und wenn sie dir recht ist, magst du sie haben.

Dietrich forderte Heinrich auf, mit ihm dahin zu reiten, und beide stiegen sogleich zu Pferde. Der Weg führte durch dichten Wald. Endlich mußten sie ihn verlassen, und einem Fußsteige folgen, der unsere Reiter bald nötigte, abzustiegen, und ihre Pferde am Zügel zu führen. Ringsum war es sehr einsam und still. Kaum drang ein Laut der übrigen bewohnten Welt in diese Waldesdichte, es war ein erhabenes Schweigen, höchstens durch Blattgelispel und Vogelstimmen unterbrochen. Als der Pfad eine Biegung machte, erhob sich vor ihnen aus dichtem Gebüsch ein niedriges stark mit Moos bewachsenes Schilfdach, das ein unscheinbares Lehmhäuschen deckte. Wir sind an Ort und Stelle, sprach Heinrich, laß uns eintreten. Die Pferde wurden angebunden, das Haus war offen. Es sah unreinlich darin aus, und die Fenster waren verfallen, auch der Ofen eingestürzt. Dietrich beschaute das Innere und Äußere, erkundigte sich nach der Entfernung der nächst gelegenen Orte, und äußerte sich endlich völlig zufrieden mit diesem unscheinbaren Zufluchtsorte.

Allein bedenke, sprach Heinrich, daß dir in dieser Abgelegenheit aller Schutz fehlt. Was willst du machen, wenn du überfallen wirst?

Dietrich. Wo nichts ist, sucht man nichts. Ich nehme nichts hierher, was die Habsucht reizen könnte. Brot und Zubehör schickst du mir alle drei Tage, oder kann mein Knecht bei dir holen, Wasser muß in der Nähe sein, denn es haben ja Menschen hier gewohnt.

Heinrich hielt es nicht für ratsam, zu widersprechen, und ritt mit ihm zurück. Dietrich redete sich immer tiefer in seinen künftigen Lebensplan hinein, und alles verriet, mit welcher entschiedenen Vorliebe er ihn hegte und pflegte. Als sie angekommen waren, gab Heinrich sofort Befehl, das Haus in Stand zu setzen, und nach wenigen Tagen war es geschehen. Nun war Dietrich nicht länger zu halten. Er nahm herzlichen Abschied von Heinrich und seiner Frau, aber er bat sie zugleich, ihn nicht zu besuchen, um seinen Aufenthalt möglichst zu verbergen. Mit vergnügtem Gesichte ging er davon, mit betrübtem folgte ihm sein Knecht,

der sehnsüchtige Blicke auf die Fleischtöpfe in der Küche warf, und sich seufzend von ihnen trennte.

Traurig sahen Heinrich und Mathilde ihnen nach, bis beide ihren Blicken entschwanden, denn viel Gutes versprachen sie sich von einem solchen Unternehmen nicht, obgleich es in jenen Zeiten weit weniger abenteuerlich war, als es dies in den unsrigen sein würde.